

Entenkorb setze ich mich auf das dürre Laub. Ich starre über die heranrückenden wilden Brombeeren zur Gartentür, als würde ich zu mir selbst zurückschauen, während ich durch das Glas den Tümpel, die Felder, den Waldrand und den weiten Westen in mich aufnehme.

Meine Hand streicht über eine Wulst neben mir. Ich stecke meine Finger darunter, es ist ein nicht einmal zehn Zentimeter dickes Stück, ich ziehe daran, und es löst sich sofort ab. Trockenes Laub und moorige Erde liegen in meiner Hand, nahezu gewichtslos.

Ich denke an die Küken, die hier hatten schwimmen sollen. Ich denke an all das Essbare, das im Tümpel gelebt haben würde, an all die Wassertiere, die ich nicht einmal mit bloßem Auge sehen, geschweige denn ihren Namen kennen würde, an die herumwimmelnden Mikroben, Larven, Würmer, an die Schwärme von Mücken und Gnitzen, die über dem Wasser tanzen, die Frösche und Kröten im Schlamm, ich denke an die Salamander und Schlangen, an die Vögel und die kleinen Räuber, die Mäuse, die Maulwürfe und Igel.

Die Kälte beißt mir in den Hintern. Meine Hände wühlen noch ein wenig herum, suchen nach Leben, nach etwas, das kriecht, scharrt, davonfliegt, egal was, irgendetwas, das sich bewegt, doch der Tümpel ist ausgestorben, tot. Hinter mir ragt der Wall meterhoch über mir empor, ganz klein bin ich jetzt, und ich weiß, dass ich etwas verloren habe.

Wenn jemals wieder Wasser in den Tümpel kommt, werde ich darin mit meiner nackten Haut ganz untertauchen, nehme ich mir vor. Ich sage dem Tümpelgeist, dass er uns nicht im Stich lassen darf.

*Tieren lauschen,
sie locken und loswerden*

Jetzt, wo der Tümpel ausgetrocknet ist, wird sicher auch keine Pfütze auf der kleinen Wiese im Süden stehen, so wie normalerweise im Frühling, denke ich, während ich zur Rinne zwischen dem Findlingswall und der großen Silberweide gehe. Im Frühjahr ist es jedes Mal ein Genuss, die verfaulenden Blätter herauszuschöpfen, das Bett zu vertiefen und zuzusehen, wie aus der Pfütze ein kleiner Bach in den Tümpel zu fließen beginnt.

Nicht so in diesem Jahr, es gibt kein Wasser, das fließen könnte. Aber ich sehe auch kein Gras. Stattdessen liegt die Wiese voll mit Klumpen, so weit der Schatten der Bäume an der Totholzhecke reicht. Wildschweine. Die ganze Südecke haben sie nach Engerlingen und anderen fetten Larven oder Raupen abgesucht, denn sie brauchen tierisches Eiweiß. Natürlich suchen sie es hier, der Lehm ist feuchter und somit weniger hart als auf den Äckern und Heuwiesen. Und daher auch reicher an kleinen Tieren.

Dann werden sie wohl auch auf der Ostwiese gewesen sein. Als ich dorthin gehe, sehe ich in der Ferne hinter unserem Grundstück den Froschteich aufscheinen: Da steht zum Glück noch Wasser. Auch die Ostwiese ist ein Klumpenfeld, ich muss an die junge Bache denken, die ich hier einmal mit ihren Frischlingen beobachtet habe, an einem Sommerabend, noch bevor die Dämmerung einsetzte. Fröhlich schleuderte sie die Grassoden in die Luft: Schaut mal, so macht man das. Es war wie in einem Zeichentrickfilm. Jetzt sehe ich nur das Ergebnis dieses fröhlichen Wühlens, es hat etwas von einem Riesenpuzzle, dessen Teile überall verstreut sind.

Der Obstgarten! Plötzlich ist es vorbei mit meiner ruhigen Grund-

stücksbegehung, ich stolpere fast über meine Füße, als ich die Seitenfront des Bauernhofs passiere. Ich will nicht sehen, was sich überdeutlich vor mir auftut. Mein eigenes «Nein!» gellt mir in den Ohren. Überall haben die Schweine gehaust, der Boden ist übersät mit moosigen Klumpen, mit Kuhlen, mit großen und kleinen Trittsiegeln. An manchen Stellen ist die Erde dunkel, sie müssen heute Nacht noch dagewesen sein, während ich auf dem Heuboden schlief, die älteren Wühlstellen sind grauer. An den Rändern, wo es waldig ist, sind die Schneeglöckchen herausgewühlt worden, sie liegen mit ihren nackten, feinbewurzelten Zwiebeln zwischen den verdorrten Blättern.

In den letzten Jahren hat sich das Moos zwischen dem Gras immer weiter ausgedehnt, auch grün, auch schön, dachten wir Hofbewohner. Wie praktisch, müssen die Wildschweine gedacht haben: den hungrigen Rüssel kurz unter eine vertrocknete Schicht stupsen, sie hochwerfen, und schon wimmelt es nur so von Köstlichkeiten. Das ist Wühlen light, so lernen die Frischlinge es auf spielerische Weise. Und unterdessen machen sich die Bachen an die tieferen Wühlarbeiten.

Da stehe ich nun als Jägerin. Unser gesamtes Grundstück gilt als «befriedetes», das heißt eingehegtes Gebiet. Auch wenn wir keinen Zaun haben, bleibt es doch Menschengebiet, in dem nicht gejagt werden darf. Halte ich mich nicht daran und werde erwischt oder angeschwärzt, bin ich meinen Jagdschein los.

Aufs Geratewohl schiebe ich mit der Stiefelspitze ein paar Klumpen zurück, kurz darauf stehe ich vornübergebeugt da, um mit beiden Händen die schlimmsten Löcher zu stopfen und den Boden festzutreten. Immer schneller, ich muss zusehen, dass ich die aufgerissene grüne Matte wieder glatt bekomme, bevor es regnet und warm wird und die Wachstumsperiode anbricht. Ich muss die größten Schäden beheben, bevor meine Freunde zu Ostern aus Berlin kommen. Der Obstgarten ist ihr Werk, ihr Paradies.

Ich vergesse die Zeit, mein Rücken fängt an zu brennen und zu stechen. In der Stadt habe ich zu wenig auf meinen Körper geachtet, ich sitze am Schreibtisch und werde steif. Mühsam biege ich mit den

Händen in der Seite meinen Rücken wieder gerade. Wie es alte Leute tun.

Man kann kaum erkennen, was ich wieder in Ordnung gebracht habe. Es ist sinnlos, zu viel Arbeit für mich allein. Nur noch eine einzige Kuhle, und die noch, und die – und ich bin schon wieder am Schuften. Bis zur nächsten Attacke. Wenn ich jetzt nicht aufhöre, habe ich einen Hexenschuss, und das kann ich mir hier, allein lebend, nicht erlauben. Mit einem Mal fällt mir ein, dass ich heute Morgen vergessen habe, den Ofen anzumachen. Ich muss sofort ins Haus, um am Abend nicht in der Kälte zu sitzen. Du bist noch nicht wirklich angekommen, schimpfe ich innerlich.

Zur Hölle mit dem Höckerboden, ich kann es mir auch einfacher machen: häufig auf dem Grundstück herumtigern, um überall meine Duftmarken zu hinterlassen, abends oder nachts draußen noch kurz Lärm schlagen, die Ruhe der Wildschweine stören, wer weiß, vielleicht vertreibe ich sie. Zumindest für eine Weile, denn schon bald werden sie sich wieder an Menschen auf dem Grundstück gewöhnt haben, sie werden weiterhin kommen, solange es was zu holen gibt.

Drinnen lege ich meine Hände auf den Lehm des Ofens: Durch die paar Scheite gestern Abend ist er schon nicht mehr eiskalt. Ich werfe eine halbe Schubkarre voll Holz hinein sowie Zeitungspapier und ein Streichholz, schließe die Tür und höre, wie der Sauerstoff durch den offenen Rost ins Innere gesogen wird.

Als das Holz knackt und knistert, lasse ich den Frühling herein. Ich öffne ein Stallfenster für die Rauchschnalben, jedes Jahr Anfang April kommen die ersten Kundschnalber, eine oder zwei Wochen später folgt der Rest. In den ersten Jahren ist es mir schon mal passiert, dass das Stallfenster geschlossen blieb, wenn ich nicht da war. Ein Sommer ohne Schnalben hat etwas Karges, Unfruchtbares. Jetzt, wo der Tümpel ausgetrocknet ist, wäre es noch trauriger.

Die Regentonnen müssen nach draußen, zwei alte Ölfässer. Als ich das erste ergreife, drückt sich mein Daumen durch das rostige Eisen,

und ich halte den abgerissenen Rand in Händen. Die Tonne war im letzten Sommer schon spröde. Jetzt reicht es, die Romantik ist dahin. Robust, industriell, schön wär's, auf dem Schrottplatz wussten sie seinerzeit nicht mal, was überhaupt drin gewesen war. Sie hatten die Fässer mit Verdünnung ausgespült, den Inhalt auf dem Boden gekippt, und ich hatte sie unter das Regenrohr gestellt und mit dem Wasser den Gemüsegarten gegossen.

Höchste Zeit, richtige Regentonnen zu kaufen. Aber unter all den Online-Angeboten ist nicht eine, die mir gefällt. Die Holztonnen aus Fassdauben mit zwei Eisenbändern darum herum sind inzwischen nicht nur sündhaft teuer, sondern wirken auch so rustikal, dass es schon wehtut. Die aus Kunststein sind klein und allzu kitschig, nur die aus Kunststoff sind unauffällig, bezahlbar und groß genug. Aber ich möchte eigentlich kein Plastik.

Daran hätte ich vorher denken sollen, jetzt ist keine Zeit mehr, lange hin und her zu überlegen. Der Kuhstall hat ein riesiges Dach, gut fünfhundert Quadratmeter, von dem bei einem kräftigen Schauer ordentlich Wasser herunterkommt. Das kann ich bei der jetzigen Trockenheit nicht einfach achtlos durch die Regenrohre im Boden versickern lassen.

Mit einem Rollmaßband nehme ich die maximalen Maße auf und schreibe *Regentonnen* auf meine Einkaufsliste. Bevor es regnet, werden sie dort stehen, gelobe ich mir, aber für die nächsten sechzehn Tage deutet im Wetterbericht nichts darauf hin.

Zurück zu den Schwalben: Sie können jetzt in den Stall, aber wie Sorge ich dafür, dass sie auch dableiben? Irgendwo auf dem Grundstück müssen sie feuchte Lehmkugeln für ihre Nester holen können. Ich muss ihnen dabei helfen. Vielleicht kann ich eine flache Kuhle graben und dafür sorgen, dass Wasser darin stehen bleibt.

Plötzlich sehe ich das Riesenloch vor mir, das wir vor zwanzig Jahren im Sommer von einem großen Bagger hatten graben lassen. In ihm war eine sieben Kubikmeter große Klärgrube aus Beton eingelassen worden, und über lange, perforierte Rohre sollte das Abwasser in der Südwiese